

Pfarrers. In rein deutschen Gemeinden haben wir tschechische Geistliche kennen gelernt, die die deutsche Sprache nur ganz nothdürftig beherrschten. Jedemfalls behagen aber den Tschechen die Stellen in den armen Gemeinden auf dem Ramm des Gebirges auch nicht recht. — Am nächsten Sonntag feiert in Platten l. B., das einst zu Sachsen gehörte und damals evangelisch war, der Pfarrer Arbeit sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum; der Genannte ist aus diesem Anlaß zum Personaldechanten ernannt worden.

Erst der Erbe!

Roman von L. Heidheim.
(18. Fortsetzung.)

Hatte Fritz doch damals auf der Füllenswiege, als sie von der bevorstehenden Reise ins Seebad sprach, mit einem leuchtenden, bittenden Blick gefragt: „Nehmen Sie nicht, Fräulein Hedwig, daß mir die Kur dort auch sehr wohlthun würde?“ Und als sie erröthend schweigend und dann lachend sagte: „Sie sind ja baumstark und gesund wie ein Fisch im Wasser!“ da versicherte er lebhaft, das komme nur davon, daß er jeden Herbst in England an der Küste gewesen, und Gewohnheit sei eine gefährliche Macht, er müsse gewiß auch dies Jahr etwas der Art für sich thun.

Weiter hatten sie das gefährliche Thema nicht verfolgt, aber warum kam er denn nun nicht?

Hedwig dachte wohl daran, daß der Tod Harterotts gewiß mancherlei Arbeit für Vorrach gebracht haben würde; sie hatte sich darum diese ersten drei Wochen auch darinnen gegeben, daß das Dampfboot ihn niemals brachte — aber jetzt?

Und — „Vittina!“ hieß der andere Gedanke.

Vittina! Sie war ein schönes, lebenswürdiges Mädchen, sie sang so wundervoll und er hörte sie so gern singen. Heute, als wieder einer der Passagiere nach dem andern an den neugierig blickenden Vordächern vorüber ans Land schritt und er wieder nicht darunter war, heute trampfte sich zum ersten Male ihr Herz angstvoll zusammen.

„Er denkt wohl gar nicht mehr an Dich!“

Und unbedeutend fuhr sie.

Ein Lachen ihrer Freundsinnen, ein allgemeines Echo von Seufzern in ihrem Kreise folgte und dann ging das Reden an.

Jetzt war es klar! Hedwig erwartete den Gegenstand ihrer Sehnsucht! Wer ist es? Wie sieht er aus? Trägt er einen Bart? Uniform?

Sie konnte sich kaum retten vor dem Uebermuth, mit dem man sie verfolgte, und war heute so wenig in der Stimmung darauf einzugehen, daß ihr, so sehr sie auch nach Selbstbeherrschung rang, die Thränen in die Augen traten.

Einer der Herren sah es. — Ja — es war klar, sie hatte eine Reizung, sie erwartete den geliebten Mann.

Er war der einzige, der Mitleid mit dem armen Mädchen hatte und der doch plötzlich fühlte, sie war ihm theurer geworden als er geahnt, denn weshalb wäre ihm sonst das Blut so stürmisch in die Schläfe gestiegen? Und weshalb that ihm plötzlich das Herz weh?

„Kommen Sie, gnädiges Fräulein, die Anderen haben eine nervenanregende Lustigkeit; solchen Lärm kann man auf die Dauer nicht aushalten!“ sagte er und bot ihr den Arm.

„Ich danke Ihnen, Herr Assessor!“ gab sie leise und mit warmem, dankbaren Tone zurück.

Sie ließen die Anderen vorangehen. Unterdeß fand sie ihre äußerliche Ruhe wieder.

Mit seinem Takt begann der Assessor Seebald ein unbefangenes Geplauder über naheliegende Dinge, und so hörte sie überrascht von ihm, daß er nach Beendigung seiner Ferien nach W. übersiedeln werde.

„Da wohnen wir ja ganz in der Nähe!“ sagte sie, und das war ihm nun wieder neu, gab aber ihrem Gespräch ein besonderes persönliches Interesse.

„Wir verkehren sehr wenig in der Stadt,“ erzählte Hedwig, „fast nur mit den Gutsnachbarn. Papa liebt Gesellschaften nicht, meine Mutter ist todt; zwei Stunden fahren wir doch bis zur Stadt und ein solches Opfer könnte ich Papa doch nicht zumuthen. Ich mache mir auch nicht viel daraus.“

„Das sagen junge Damen nicht oft!“ meinte er vor sich hin und dachte: Der Bewußte lebt also in ihrer Nähe.

Sie ging aber nicht weiter auf diesen Gedanken ein, sondern erzählte ihm, den ihrigen folgend, sie kenne eigentlich nur eine Familie in der Stadt, die eines Fabrikbesizers Harterott, dem das neben dem ihrigen gelegene kleine Gut Warmenau gehört habe, — der Herr habe sich nämlich auf der Jagd aus Unvorsichtigkeit erschossen. Weß das Herz voll war, ließ der Mund über.

„Ah — das ist die Geschichte, ich las davon in der Zeitung! Nicht wahr? Vor einigen Wochen passirte der Fall und es schwebt eine Untersuchung wegen Mordes?“

„Nein! Das weiß ich wenigstens nicht,“ sagte sie.

„Doch,“ beharrte er, „es war ein interessanter Fall — ein Verwandter!“

„Ja richtig, der Vetter des Herrn Harterott, er fand den Unglücklichen — wir kennen ihn wohl.“

„Richtig, er hat die Frau geliebt, heißt es.“

„Wenigstens! Sie meinen wohl eine andere Geschichte, Herr Assessor.“ Das junge Mädchen blieb noch immer ganz unbefangenen.

Der Assessor befaß sich. „Mir ist aber doch so, ich kann mich kaum irenen, handelte es sich nicht um eine Erbschaft?“ Es war ein komplizirter Fall.

„Eine Erbschaft? Ach ja, das konnte wohl zutreffen.“ Und sie gab mit kurzen Worten Bericht.

„Dann ist es auch richtig; dieser Herr Vorrach, das war ja der Name, jetzt entfinne ich mich der Sache genau, dieser Vetter des Erschossenen ist des Mordes verdächtig und zwar durch Aussagen der Wittwe. Da die Sache in mein Ressort fällt, so las ich sie mit Interesse. Aber, mein Gott, gnädiges Fräulein, was ist Ihnen?“

Und erschrocken sah der Assessor Seebald nieder auf das schneeweiße, ganz erstarrte Gesicht seiner Begleiterin und in zwei große Augen voll des grenzenlosen Entsetzens.

„Fräulein! Gnädiges Fräulein! Habe ich etwas Belebendes gesagt?“

Sie schüttelte den Kopf, rang nach Athem.

„Nur still! Ich bin nur so erschrocken! Ich — wir kennen den Herrn! Es ist Alles, Alles nicht wahr!“ schrie sie auf.

Stumm, in heftigster Erschütterung schritt der Assessor neben ihr her.

„Das war, es also! Für diesen Vorrach interessirte sie sich! Hedwig bedachte gar nicht, daß jedes Wort sie verräth.“

„Glauben Sie mir, Herr Assessor, es ist kein Wort war davon. Die Zeitungen lügen so schrecklich! Papa wirft sie oft ganz wüthend auf die Erde. Das ist sicher gelogen. Wir kennen ihn ja. Der ein Mörder! Aber so etwas in die Zeitungen zu schreiben! Und Papa liest sie doch auch. In unserer hat sicher nichts gestanden; er hätte es mir sonst gesagt.“

„Ich weiß nicht mehr, in welchem Blatte ich die Nachricht fand; ich glaube fast, sie hat in allen Zeitungen gestanden, derartige Sensationsfälle werden förmlich ausgebeutet.“

„O Gott, der Kermesse! Wenn Sie ihn nur kannten, Herr Assessor?“

„So verkehrte er bei Ihnen?“

„Ja, er war zur Jagd auf seines Veters Gute; Papa und er gingen täglich miteinander.“

„Und was für eine Art Mann ist er?“

„Arme kleine Hedwig! Sie ahnte gar nicht, wie klug der Assessor sie ansprach; eifrig erzählte sie und aus jedem Wort klang ihre Liebe, ihre Bewunderung für Vorrach.“

So kamen sie, Beide in großer Aufregung, wieder an den Strand zurück.

Der Baron war schon fortgegangen.

„Ich begleite Sie nach Haus, wenn gnädiges Fräulein gestattet?“

In dem kleinen Fischerdorfe sah der Baron mit tief verstimmt Miene an offenen Fenster, draußen auf der Veranda deckte die Wirthin den Theetisch für Vater und Tochter.

„Papa! Ich bitte Dich, höre, was mir eben der Herr Assessor erzählt hat,“ rief Hedwig, noch immer ganz blaß, obwohl sie schon nicht mehr so unruhig war, denn welche Thorheit, sich zu ängstigen. Solch ein Mann wie Vorrach ging ja zweifellos glänzend aus diesen perfiden Anklagen hervor.

Der Baron sah seine Tochter finster an. Ihre Theilnahme für Vorrach war ihm ärgerlicher als je.

„Ich weiß schon. Habe es eben erfahren! Brief vom Verwalter,“ sagte er mürrisch, bot aber höflich dem Gaste einen Platz und eine Zigarre. Sie kannten sich schon.

Hedwig ließ sich nicht beirren. Mit fliegenden Worten erzählte sie, bat den Assessor zu berichten und wiederholte dann mit einem energischen Aufleuchten in ihren Augen:

„Wir kennen ihn ja, Papa! Du mußt sofort an das Gericht schreiben oder an ihn selbst. Er muß doch fühlen, daß seine Freunde solcher Niedertracht gegenüber zu ihm stehen.“

Der Assessor sah, wie dieser Eifer der Tochter den alten Herrn unbefriedigend ärgerte.

„Wie kennen wir ihn denn? Daß er ein paar Mal zu uns gekommen ist, daß ich mit ihm jagte?“ sagte er abweisend.

„O, Papa!“ Wie ein Aufschrei, eine entsetzliche Klage tönten die Worte an Seebalds Ohr. „O, Papa! Ehe der Dahn trägt! Du verleugnest ihn!“

„Nun verbitte ich mir aber diesen Unsinn,“ fuhr der Baron los. „Als wenn ich Christum selbst verleugnet hätte. Hier,“ er klopfte mit der flachen Hand auf einen offenen Brief, „hier steht's, ist verhaftet, sitzt schon seit unserer Abreise, hat sich selbst im Verhör verstrickt, soll sein Alibi nachweisen, kann's nicht. Das hat man davon, wenn man sich von der Langeweile verleiten läßt, mit allerlei Leuten anzubinden.“

„Papa!“ Wieder dieser Jammer in ihren Miene.

Dann sagte sie plötzlich zu dem Assessor und zwang sich dabei zu einem verzweifelten Lächeln: „Sie müssen meinen Papa nicht verkennen! Er ist nur ärgerlich, sein Herz ist lauterer Gold.“

Und sanft und bittend, mit einem unbeschreiblich sinnlichen Ausdruck, nahm sie des Alten widerstrebende Hand und küßte sie.

„Artig sein, Papa,“ sagte sie, wie sie es vielleicht schon als ganz kleines Kind gethan und seitdem beibehalten hatte. Die Zauberformel versetzte auch ihre Wirkung nicht.

Die Herren sprachen dann über den Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Le Havre. Die beiden Norweger Ulon und Samuelson, ersterer 31, letzterer 36 Jahre alt, sind am Sonnabend Vormittag in ihrem 6 m langen Ruderboote „Fox“ von New-York aus hier eingetroffen. Die beiden kühnen Seefahrer geben folgende Schilderung von ihrer Seereise: Sie verließen in ihrem mit 7 Paar Rudern ausgerüsteten Boot am 6. Juni New-York. Die Ueberfahrt hat demnach 62 Tage gedauert. Am 7. 8. und 9. Juli hatten sie schrecklich unter der Ungunst der Witterung zu leiden. Das Meer war äußerst erregt und am 10. Juli brachte eine Sturzseele das Boot zum Scheitern. Nach unendlichen, mühseligen Anstrengungen gelang es ihnen schließlich, das Fahrzeug wieder flott zu bringen. Am 15. Juli gingen ihre Nahrungsmittel zu Ende. Sie hatten jedoch das Glück, am folgenden Tage dem norwegischen Segler „Eito“ zu begegnen, der sie mit dem Nöthigen versah. Da die beiden Norweger ohne alle Mittel in Le Havre angekommen sind, gedenken sie, sich mit ihrem Boot zunächst in dieser Stadt und dann in Rouen und Paris auszustellen, um dadurch das für die Rückreise nach New-York erforderliche Geld aufzubringen.

— Eine goldene Rettungsmedaille für Kaiser Wilhelm wegen der erfolgreichen Hilfe, welche er durch den „Gefion“ dem Schiffe „General Chanzy“ zu theil werden ließ, beantragt der „L'Esportateur“ in Paris. „Zwei Wochen sind bereits vergangen,“ so sagt das betreffende Blatt, „noch aber haben wir uns nicht darüber schlüssig gemacht, wie wir uns erkenntlich zeigen. Präsident Faure hat zwar telegraphisch seinen Dank ausgesprochen. Aber eine Depesche ist nicht genug, wir verlangen, daß die französische Regierung dem Kaiser die große goldene Rettungsmedaille anbiete, eine kleine goldene Medaille kann dann für den Kapitän des „Gefion“ bestimmt werden, während man für die Mannschaft eine Anzahl silberner Medaillen zur Verfügung stellt. Wenn wir den uns geleisteten Dienst freudig angenommen haben, so müssen wir ebenso freudig bereit sein, unseren lebhaftesten Dank zu bekunden.“ Und — so fügt das Blatt hinzu — „wir hoffen, daß Kaiser Wil-

helm, trotz der Farbe des Bandes der Rettungsmedaille, die letztere annehmen würde.“

— Der Kapitän der „Crathie“ traurigen Angehens, die den Lloyd-Dampfer „Ube“ in den Grund bohrte, hat vor kurzem wiederum auf offener See Unheil angerichtet. Das spanische Schiff „Abril“ stieß, auf der Fahrt nach Riga begriffen, zehn Meilen östlich von Revelstone mit dem englischen Schiff „Telephone“ zusammen, das der ehemalige Kapitän der „Crathie“ kommandirte. Der „Telephone“ rannte in den „Abril“ hinein und schnitt ihn fast mitten durch. Der größte Theil der Mannschaft des „Abril“ rettete sich nun an Bord des „Telephone“, während der „Abril“ sank. Einige Leute des „Abril“ ertranken. 16 Matrosen vom „Abril“ waren nun dieser Tage in Berlin auf der Durchreise nach Hamburg und äußerten sich in Worten der Entrüstung über den Kapitän des „Telephone“, der bei einiger Umsicht die Kollision leicht hätte vermeiden können. Komisch ist es, daß der spanische Konsul in dem Hafenorte, wo der „Telephone“ landete, die Reklamationen der Matrosen des spanischen Schiffes „Abril“ nicht annehmen zu können erklärte, weil er gleichzeitig englischer Konsul sei.

— In der gegenwärtigen Flugzeit der Kohlweißlinge, die in diesem Jahre wieder sehr zahlreich auftreten, möge allen für das Gedeihen der Kohlarten interessirten Stadt- und Landbewohnern die Pflicht zur möglichst starken Vertilgung dieser überaus schädlichen Insekten an's Herz gelegt werden. Wer einen Weißling tödtet, macht sich um das Wohl seiner Mitmenschen verdienstlich, denn jedes Weißlingweibchen (dieses ist von dem Männchen durch dunklere Flecke auf den Flügeln zu unterscheiden) legt an der Unterseite der Blätter von Kohlarten, Goldblat und Rebela mehrere Hundert Eier ab, aus denen nach einer kurzen Metamorphose wieder je ein neuer Weißling entsteht. Da von einem Weibchen im Jahre 2—3 Generationen entstehen, vermag man durch Tödtung eines einzigen Weibchens, unter Abrechnung einiger Verluste, mindestens 1000 der höchst gefräßigen Kohlraupen zu vernichten. Eltern und Lehrer mögen die Kinder zum fleißigen Fange dieser bekannten Schmetterlinge aufmuntern und ihren Eifer durch Gewährung kleiner Prämien anspornen, damit wir nach und nach von dieser Landplage befreit werden.

— Elektrizität beim Gefieder der Vögel. Das Federkleid der Vögel zeigt eine solche Zielrickeit in der Anordnung der feinsten Federchen, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, daß diese sich von einander abheben, in derselben Weise, wie elektrisirte Papierstreifen thun, und es liegt unter diesen Umständen nahe, anzunehmen, daß diese kleinsten Federchen sich auch in Folge einer ihnen anhaftenden Elektrizitätsmenge so regelmäßig anordnen. Prüft man die Berechtigung dieser Annahme, indem man eine geriebene Siegellackstange den Federn nähert, so überzeugt man sich, daß letztere in der That elektrisch sind. Der Pflüster Erner untersuchte die Erscheinung genauer, um zu erfahren, aus welcher Quelle die Elektrizität der Federn stammt, und er fand, daß es sich einfach um Reibungselektrizität handelt. Es genügte, eine Schwungfeder am Kiel zu halten und ein paar Mal durch die Luft zu schwingen, um die Feder elektrisch werden zu lassen. Uebrigens zeigen nicht etwa alle Federn bei der Reibung an der Luft dieselbe Art Elektrizität, sondern je nach Art des Vogels, dem die Feder angehört, ja bei denselben Thieren je nach der Körpergegend, der die Feder entnommen war, war diese bald positiv, bald negativ elektrisch geladen. Noch stärker als bei der Reibung gegen Luft war die Elektricität, die dadurch entstand, daß eine Feder gegen eine andere gerieben wurde, also etwa eine Flaumfeder gegen eine Flügelfeder. Nieb Erner z. B. Flaumfedern vom Buffard über die Rückenfläche des Flügels dem gleichen Thier, so wurde der Flügel positiv, der Flaum negativ elektrisch, und zwar genügten schon ein paar sanfte Striche, um eine in die Nähe gebrachte Magnetnadel in die heftigsten Schwankungen zu versetzen. Die Federn sind im Stande, die ihnen durch Reibung gegen einander zugetheilte Elektrizität relativ lange Zeit zu behalten; nach einem ganzen Tage war die ursprünglich entstandene Elektrizität noch fast vollständig erhalten, und selbst nach 48 Stunden waren Spuren davon noch deutlich nachzuweisen.

— Das Grüßen der Radfahrer. Viele Radfahrerunfälle ereignen sich dadurch, daß der Fahrer zum Grusse die Mühe abnimmt, infolgedessen nur eine Hand an der Lenkstange hat und so oftmals im regen Wagenverkehr nicht schnell genug ausweichen kann. Das Grüßen der Radfahrer durch Abnehmen der Kopfbedeckung ist unseres Erachtens vollkommen überflüssig, denn kein vernünftiger Mensch wird es einem Radler verübeln, wenn er sich auf den von einem Kopfneigen begleiteten gesprochenen Gruss beschränkt. Die Radfahrer mögen also ruhig beide Hände an der Lenkstange lassen; man wird es ihnen nicht als Unhöflichkeit anrechnen, wenn sie nicht vor jedem Bekannten die Mühe schieben.

— Ein merkwürdiges Pferd hat ein Geraer Einwohner kürzlich gekauft. Das Thier bleibt auf der Straße plötzlich stehen, geht nicht von der Stelle, sondern setzt sich nach Hundstunde nieder und ruht aus. Als der Besitzer mit einigen Freunden eine Landpartie unternommen hatte, lief das Pferd in den an der Landstraße nach Kleinhennerdors befindlichen Teich und lud die Insassen des Gefährtes in dem Teiche ab. Mit Mühe und Noth erreichten die Durchschnähten festen Boden.

Rohseidene Bastkleider Mk. 13.80

bis 68.50 per Stoff z. kompl. Robe — Tussors und Shantung-Pongees — sowie schwarze, weiße und farbige Hennenberg-Seide von 60 Pf. bis Mk. 18.65 p. Meter — glatt, gestreift, farrirt, gemustert, Damast u. c. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins u. c.) porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend.

Seiden-Fabrikon G. Henneberg, (k. u. k. Hof.) Zürich.

Lebensversicherung-Gesellschaft zu Leipzig, auf Gegenseitigkeit gegr. 1830 (alte Leipziger). Es sind vom 1. Januar bis Ende Juni 1896 3294 Versicherungen über 24,751,150 Mark beantragt worden. 1,498,850 Mark mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Als gebunden wurden in derselben Zeit angemeldet 448 Wittver, die mit 2,912,300 Mark versichert waren. Der Versicherungsbestand stellte sich Ende Juni 1896 auf 65,600 Personen mit 471 Millionen Mark Versicherungssumme, das Bermögen auf 140 Millionen Mark. Für fällig gemordene Versicherungssummen sind bis jetzt ausbezahlt 94 Millionen Mark, als Dividenden an die Versicherten gezahlt 47 Millionen Mark; Dividendenreserven in Höhe von 23 Millionen Mark liegen zur weiteren Vertheilung an die Versicherten bereit. Bei der alten Leipziger Gesellschaft, die eine reine Gegenseitigkeitsanstalt ist, fließen alle Ueberschüsse den Versicherten wieder zu. Die Dividende der letzteren beträgt für die länger als 5 Jahre bestehenden Versicherungen im laufenden Jahre 42% der ordentlichen Jahresprämie und bei abgekürzten Versicherungen außerdem 1 1/2 % der Summe der gezahlten Zulageprämien.